

# Schopenhauer: der Mensch und das Werk

Ansprache bei der Eröffnung der Schopenhauer-Ausstellung

Von Arthur Hübscher (München)

Das letzte Werk Arthur Schopenhauers, „Parerga und Paralipomena“, schließt mit einigen Versen, die nach der Meinung des Verfassers auf poetischen Wert keinen Anspruch zu machen haben. Er gibt sie zugunsten derer an die Öffentlichkeit, die dereinst, in späteren Zeiten, an seiner Philosophie so lebhaften Anteil nehmen werden, daß sie sogar irgendeine Art von *persönlicher* Bekanntschaft mit ihrem Urheber wünschen. Schopenhauer hat diesen Versen jeweils das Jahr ihres Entstehens beigegeben; so können wir sie mühelos bestimmten Epochen seines Lebens zuordnen. Die meisten stammen aus der Jugendzeit: ein paar Landschaftsbilder, die Verse auf die Sixtinische Madonna, auf das große Vorbild Kants. Dann kommen Strophen, die von hohem Stolz auf das vollbrachte Werk erfüllt sind, und schließlich das „Finale“, in dem Alter und Ruhm zu friedlichem Ausgleich gefunden haben. Es sind einfache Verse, in einer einfachen und anspruchslosen Form. Sie sagen uns nichts Neues, nichts Wesentliches, und doch sprechen sie uns seltsam an: Wir sind mit Schopenhauer durch sein ganzes Werk gegangen, das Werk, das er in einem Leben strenger, entsagungsvoller Arbeit errichtet hat, fern von allen Wünschen, Hoffnungen und Zielsetzungen für die eigene Person, — und nun tritt er zuguterletzt doch selbst, abschiednehmend mit einem letzten freundlichen Händedruck, vor dieses Werk. Mit einem Male sehen wir den *Menschen* Schopenhauer vor uns; der erinnernde Gedanke rückt ihn die die wechselnden Umwelten seines 72-jährigen Lebens, die vergangenen Zeiten leben auf, aus denen seine Lebensleistung hervorgegangen ist. So leitet uns der alte Mann, den wir aus vielen Bildern kennen, mit dem weißen Haar zu beiden Seiten des zerknitterten Gesichts, mit dem in harter Entschlossenheit zusammengepreßten Munde und den unbestechlich klaren Augen, gleichsam selbst zurück in die früheren Zeiten, aus denen ein anderer Schopenhauer uns entgegentritt: der Dreißigjährige, den sein Jugendfreund aus der Göttinger Studienzeit, Ludwig Sigismund Ruhl, gemalt hat. Dichtes krauses Haar bedeckt den Kopf. Ein schmales Gesicht, ein kleiner, voller Mund. Die Augen aber sehen so klar in die unendliche Ferne, wie sie es noch im Alter tun werden. In diesem Bilde ist die glücklichste Zeit in Schopenhauers Leben verkörpert, die Dresdner Jahre von 1814-1818, in denen er seine Schöpfung vor sich aufsteigen sah wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend. Wir spüren, daß die rechte Nachbarschaft für die Erscheinung Schopenhauers nicht die letzten Jahre sind, die uns die übliche Vorstellung des Pessimisten, des großen Verächters der Welt und des Lebens

und des greisen Weisheitslehrers nahebringen, sondern die Jugendjahre, die eigentlich schöpferische Zeit, die mit einem Male in voller Helligkeit da ist und die drei Jahrzehnte der Kindheit und einer kurzen stürmischen Entwicklung eindeutig von der ganzen späteren Zeit einer weiteren Entfaltung und Bewährung des Systems scheidet. Der Danziger Patriziersohn, der als 18-jähriger dem verhaßten Kaufmannskontor entrinnt, hatte in wenigen Jahren die Stationen eines verspäteten Gymnasial- und Universitätsstudiums, in Weimar, in Göttingen, in Berlin, und der sammelnden und sichtenden, entwerfenden und rundenden Arbeit an seinem Werk durchlaufen und mit dreißig Jahren den Gipfel seines Weges erreicht. Seine Weltsicht ist die eines *jungen* Menschen.

Die Betrachtung des Ruhlschen Bildes kann uns zu einem der vielen anregenden und vertiefenden Ergebnisse dieser Ausstellung führen, mit der wir die Gedenkfeiern zum 100. Todestag Schopenhauers heute einleiten, und die in Bildern und Dokumenten, in Briefen und Büchern noch einmal die geistige Herkunft, die Umwelt, die Entwicklung und Nachwirkung des Denkers sichtbar macht.

Unser Blick geht zu den Dokumenten hinüber, die für die frühen Bildungsgrundlagen Schopenhauers zeugen: für die Welt des Rationalismus, die der Vater ihm nahebrachte, und die pietistische Umwelt der Hamburger Jugendjahre, für die romantischen Beziehungen aus der Weimarer Zeit, — und weiter zu den Handschriften, in denen bereits die Vorarbeiten und Entwürfe für das eigene Werk, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, vorliegen und die nach Schopenhauers Worten den Gärungsprozeß seines Denkens zeigen, aus dem nachmals seine ganze Philosophie hervorging. Noch sind alle Züge einer stürmischen Entwicklung da: Ringen und Vollbringen, Zweifel, Irren und Kampf, die Unsicherheit eines ersten Tastens und die Freuden der ersten Eroberung, manche Rückschau und vielfacher Ausblick.

Die Manuskriptbücher der späteren und der letzten Zeit geben ein anderes Bild. Sie haben den Stoff für alle später erschienenen, weiterführenden Werke geliefert, und aus ihnen sind zum großen Teil auch die Zusätze hervorgegangen, mit denen Schopenhauer die späteren Auflagen seiner Werke bereichert hat. Sie sind gleichsam die Vorratskammern eines Denkens, das nurmehr der Ergänzung und Bestätigung des Hauptwerks gilt.

Und auch die Briefe, die uns erhalten sind, lassen den gleichen Unterschied zwischen dem jungen und dem alten Manne erkennen. In der frühen Zeit atmen sie eine nie mehr erreichte Aufgeschlossenheit des Schreibers für Menschen, Werke und Landschaften; es ist wie in manchen Briefen Goethes: ein Naturbild, ein scheinbar unbedeutendes, anekdotisches Geschehen wird in wenige Worte eingefangen und geht doch unvermerkt ins Gleichnishafte über; ein Stück Landschaft wird geschildert, und eine Lebens-, eine Schicksalslandschaft öffnet sich. In den späten Briefen aber, die sich in bestimmten, ein für allemal gefundenen Prägungen bewegen, herrscht eine Strenge und Zugeknöpftheit besonderer Art: In ihnen wird die Stimme des einsamen Denkers vernehmbar, der überzeugt ist, daß sein Werk die Jahrhunderte überdauern wird, auch wenn die Zeitgenossen nichts davon wissen wollen. Die Form der Mitteilung hat eine letzte Geradlinigkeit erreicht, sie ist auf

das beschränkt, was für den Briefschreiber und für seine Arbeit wesentlich erscheint. In diesen Briefen redet nicht ein Mensch, der in gleicher Weise geben wie empfangen kann, in ihnen spricht der Lehrer und Meister zu seinen Schülern.

Die Schüler selbst stehen in genauer Rangordnung: er unterscheidet „Evangelisten“, die in Wort und Schrift tätig für das Werk eintreten, und „Apostel“, die nur in passiver Art, werbend und in teilnehmendem Briefwechsel, dem Zug der Lehre folgen. Und diese sachliche Rangordnung, nicht persönliche Zuneigung oder Anerkennung bestimmt das Verhalten Schopenhauers. Als er die Freixemplare der letzten Auflage seines Hauptwerkes verteilt, bedenkt er die „Evangelisten“. Die treuesten der *Freunde* müssen leer ausgehen: Johann August Becker, der älteste und scharfsinnigste Freund, und die hingebendste und zarteste der Jüngergestalten, der junge Münchner Jurist Adam von Doß.

Dann aber geht er nicht von seinen Anhängern und Freunden, ohne die kleinen, rührenden Bestimmungen seines Testaments getroffen zu haben, durch die er dem und jenem eine schlichte, persönliche Gabe übermacht, so wie er in allgemeinerem Verstande den Lesern der „Parerga“ seine schlichten Verse schenkt: dem einen gibt er seine goldene Uhr, dem anderen Kette mit Petschaft und Schlüssel, dem dritten die goldene Brille, dem vierten die Bilder des Urgroßvaters und der Mutter. Es sind Dinge, die ihn durch seinen Alltag hin begleitet haben — nun sollen sie, über den Tod hinaus, als Sinnzeichen des Gedenkens, eine im Leben nur selten erreichte persönliche Verbundenheit bezeugen. Es ist, als ob er diesen Dingen etwas von seinem eigenen Wesen mitgeteilt hätte, und wie man von den Geistern der Abgeschiedenen sagt, daß sie an manche Orte und Gegenstände gebunden seien und zu guter Stunde wieder herbeigerufen werden könnten, so möchten wir glauben, daß auch *diese* Gegenstände des täglichen Lebens etwas von der Wesensart ihres einstigen Besitzers bewahrt haben. Wir rechnen ihnen auch das Wenige zu, das im Testament nicht namentlich genannt und doch, über den Krieg hinweg, aus Schopenhauers Hinterlassenschaft auf uns gekommen ist: die Flöte, auf der er gespielt, die Feder, die seine Hand geführt, das Prisma, das er zu seinen optischen Versuchen benutzt hat, — Dinge, die mit seiner Arbeit irgendwie verbunden sind.

In den engsten Umkreis seiner geistigen Welt aber führen uns seine Bücher, die Zeitgenossen aus vielen Zeiten, die sein vertrautester Umgang waren. Es gibt in der ganzen Weltliteratur kaum einen zweiten Denker von ähnlichem Rang, der seine ganze Bibliothek so sehr zu einem Archiv seiner persönlichen Ansichten und Bekenntnisse ausgestaltet hätte, wie Schopenhauer es getan hat. Er streicht die wichtigsten Stellen an, fügt seine Randglossen bei. Er zollt Beifall, wenn er zustimmt, er widerspricht mit heftigen Worten, wenn ihm das Gelesene mißfällt. Oft wird die Lektüre zu einem regelrechten Zwiegespräch mit dem Verfasser. Und noch in Büchern, in denen er keine Randbemerkungen beischreibt, fühlt man die mitgehende Energie seines Geistes in den breiten, kräftig gezogenen Bleistiftstrichen der Zustimmung, den ausladenden Haken der Mißbilligung und des Widerspruchs. Man könnte auch in diesen Büchern den Kreis jugendlicher Aufnahmebereit-

schaft absetzen von dem in späteren Jahren immer weiter gezogenen Kreis einer Belesenheit in allen Literaturen, allen Wissenschaften, die erwünschtes Zeugnis für die eigene Lehre ablegen und die, in der letzten Zeit, auch schon die ersten Zeugnisse des Fortwirkens dieser Lehre bieten.

Seit dem Erscheinen seines letzten Werkes, der „Parerga und Paralipomena“, ist Schopenhauer eine geistige Macht geworden. Besprechungen, Aufsätze und größere Schriften über seine Philosophie kommen in rascher Folge, die ersten Übersetzungen ins Französische und Italienische werden veranstaltet, die Anfänge der später zu ungeahnten Ausmaßen angewachsenen Schopenhauer-Literatur zeichnen sich ab. Das Weltbild Schopenhauers gibt den bildenden Künsten und der Dichtung schöpferische Antriebe, aus seinen Gründen steigen die Klänge der „Götterdämmerung“ auf und die Erlösungsmystik des wissenden Mitleids im „Parsifal“. Schopenhauer wird als erzieherische Macht empfunden. Nietzsche schreibt seine Unzeitgemäße Betrachtung „Schopenhauer als Erzieher“ und Jacob Burckhardt entwirft in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, seinem eigenen Vermächtnis an die Nachwelt, die erste Geschichtsphilosophie im Sinne Schopenhauers.

Die Wirkung Schopenhauers leitet unmittelbar in unsere Tage über. In den wissenschaftlichen Vorträgen, die uns erwarten, wird manches darüber zu sagen sein.

Wir verdanken die Ausstellung, die wir heute der Öffentlichkeit übergeben können, dem hingebenden Bemühen der Frankfurter Stadt- und Universitäts-Bibliothek. Ich nenne mit Dank die Namen von Herrn Direktor Dr. *Köttelwesch* und von Herrn Bibliotheksrat Dr. *Küntzel* und seiner Mitarbeiterin, Fräulein *Beate Leber*, die in den letzten Monaten unermüdlich daran gearbeitet haben, die eigenen, im Schopenhauer-Archiv verwahrten Bestände durch Leihgaben aus öffentlicher und privater Hand zu ergänzen und ein anschaulich reiches Bild der Persönlichkeit Schopenhauers, seines Werkes und seiner Zeit zu schaffen. Wir freuen uns des Gelungenen, und nur ein leises Bedauern ist der Freude beigegeben: daß auch diese Ausstellung das Schicksal ihrer vielen Schwestern teilen wird und nicht für die Zukunft erhalten werden kann, etwa als bleibende Gedenkstätte, als schöner Ort der anschauenden Vergegenwärtigung des Vergangenen, der in Verbindung mit der Zentralstätte der Schopenhauer-Forschung, dem Schopenhauer-Archiv, stehen könnte — beide mit dem gleichen Ziele, Vergangenes aufzuheben in die Aufgaben der Gegenwart. Aber dies ist ein Gedanke, dem nachzuträumen umso schöner sein mag, als er unerfüllbar ist. Wir werden nach den Tagen dieser Gedenkfeiern umso strenger in den Bezirk der Forschung zurückverwiesen werden, die noch so Vieles zu leisten haben wird, was, aus welchen Gründen immer, bisher ungeschehen blieb. Um nur eines zu nennen: wir haben heute noch nicht einmal die seit langem geforderte vollständige Ausgabe von Schopenhauers Nachlaß. Das Schopenhauer-Archiv, das im Gründungsjahr der Schopenhauer-Gesellschaft, 1911, geschaffen wurde, hat in den langen Jahren einer räumlichen und geistigen Verbindung mit der Stadt- und Universitäts-Bibliothek Frankfurt am Main einen immer wachsenden Aufgabenkreis erhalten. Von Jahr zu Jahr hat sich der Bereich der Tatsachen geweitet, die wir im Ganzen überschauen wollen, und die end-

liche Begrenzung aller Tatsachenforschung wäre schwer zu finden, wenn das Streben in die Breite nicht immer wieder durch ein anderes Streben nach Auswahl, Sammlung, Vertiefung ausgeglichen würde. Wir suchen die Einzelheiten in das richtige Verhältnis zueinander zu bringen, wir suchen sie zum Wesentlichen zu verdichten und in Beziehung zu einem Mittelpunkt zu setzen. So glauben wir am besten auch dem satzungsgemäßen Zwecke der Schopenhauer-Gesellschaft zu dienen, deren festliche Tagung wir zugleich mit dieser Ausstellung eröffnen dürfen: dem Zweck, das Studium und das Verständnis der Schopenhauerschen Philosophie anzuregen und zu fördern.

Vor einer Reihe von Jahren hat uns ein guter Freund gefragt, ob Schopenhauer denn immer noch nicht ausgeforscht sei. Er wollte nicht verstehen, daß das Thema Schopenhauer zu den großen Themen gehört, die in aller Zukunft unerschöpflich sein werden. Immer wieder werden die wechselnden Zeiten ihr Suchen und ihre Not an sein Werk herantragen, das in den Wandlungen der Geschichte Gewähr für das Unwandelbare, geschichtslos Gültige sein kann. Und dann allerdings wird es wenig ausmachen, ob der junge Schopenhauer, den wir heute immer deutlicher vor uns sehen, zu ihnen spricht, oder der alte, der äußerlich in manchem verändert ist: es sind gleiche Züge, die den jungen wie den alten kennzeichnen. Der vornehmste wohl: die Liebe zur Wahrheit und die volle Ehrlichkeit, wo immer es um die Wahrheit geht, — einer der menschlichen Grundwerte, für die uns Schopenhauer heute wie immer Führer und Leiter sein kann.